

von der wir oben sprachen. Goethes Wort: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen“ gilt ohne weiteres auch vom bildenden Künstler, und es wird eine dankbare, bisher meist vernachlässigte Aufgabe der kunstgeschichtlichen Betrachtung sein, aus den Menschen und Gesichtern der Kunst-Werke auf das menschliche Erbbild oder Erscheinungsbild der Künstlerheimat zu schließen. Daneben ist aber auch ein Vorgang möglich, der in umgekehrter Richtung verläuft; die Schönheit der Heiligen färbt nicht unmittelbar auf den frommen Better ab, kann aber seinen Geschmack, sein Schönheitsempfinden nach bestimmter Richtung lenken und damit die Gattenwahl und die rassistische Auslese beeinflussen: Ein Umweltseinfluß, den die Völker bis zu einem gewissen Grad in ihrer Hand haben und den sie im Sinn einer Rassenveredlung auswerten können.

(Fortsetzung folgt.)

Original-Manuskripte Friedrich Rückerts

im Städtischen Museum von Schweinfurt

Im heiligen Bezirk, der Hochstadt des alten Schweinfurt gegenüber der Johanniskirche, die dem Apostel und dem Täufer geweiht ist, steht das alte Gymnasium, ein schmucker Bau der deutschen Renaissance mit dem charakteristischen Volutengiebel, erbaut im Jahre 1582, also etwa 30 Jahre nach dem „Stadtverderben“ unter dem Schutz des „Bauherrn“ Kilian Göbel, der uns dieses Verderben beschrieben hat, dann ein hochverdienter Wiederhersteller der Reichsstadt wurde, und 1586 als ihr „Reichsvogt“ starb. In diesem Bau, im ersten Stock haben wir — jetzt ist die alte Bildungsstätte als Städtisches Museum eingerichtet — das „Rückertzimmer“, das dem Andenken des am 10. Mai 1788 allhier im Schoppachhaus geborenen, größten, sprachlichen Formenkünstlers deutscher Zunge gewidmet ist, Friedrich Rückerts. Da sehen wir echte Möbel aus dem Besitz des Dichters, die von Neuses hierher gewandert sind, großenteils Kirschbaum, aber auch aus Buche, und sein hohes Stehpult, an dem wir die Länge des Benützers ermessen können, der mit Schiller wohl der körperlich größte deutsche Dichter war, gar aus ladiertem Tannenholz.

In der Ecke, nun an dem Fenster, das auf den friedlichen Kirchplatz hinaus schaut, finden wir eine Vitrine (nicht Original) mit Rückertmanuskripten. Links davon hängt an der Wand seine lange dünne Pfeife mit sehr großem Kopf, aus der er gut 2 Stunden rauchen konnte, ohne wieder stopfen zu müssen; darüber an der Wand das Bildchen seiner Frau Luise Fischer und wieder unter diesem Bild das seines Hauses in Neuses.

Betrachten wir zunächst einmal die ältesten dieser Manuskripte: das sind zwei Hefte mit Probearbeiten des 16-, dann 17jährigen Gymnasiasten vom März 1803 und März 1804; in der ersten heißt er „neuer Primaner“, in der zweiten „alter Primaner“; die Zöglinge der Schweinfurter Gelehrtenschule besuchten nämlich sowohl die 6 Klassen der Lateinschule, wie die einzige Klasse des Gymnasiums, die die Prima hieß, je 2 Jahre lang. Wer repetieren mußte, bekam das schöne Prädikat „Trieterikus“ d. i. „Dreijahrman“.

Beide Arbeiten bringen einen „Probestil“, das ist eine deutsch-lateinische Übersetzung, einen lateinischen Aufsatz in der Form der Chrie und

das Brunnstück der damaligen humanistischen Bildung, selbstgefertigte lateinische Hexameter, nämlich versifizierte Fabeln Aesops. Die Schrift ist wunderschön, wie gestochen, die tadellosen Verse künden bereits den großen Formenkünstler an, das Latein ist sehr gewandt, die beiden Aufsätze gedankenreich; die — natürlich lateinisch gestellten — Themata lauten: „In der Jugend sich zu gewöhnen ist ein gut Ding“, und „Immer gewärtig sei seines letzten Tages der Mensch, und keiner kann glücklich heißen, eh von der Erde er schied und stieg in die Grube“. Diese Probearbeiten, ebenso wie die sehr abstechenden seines jüngeren Bruders Heinrich, sind seiner Zeit vom Gymnasium dem Museum überlassen worden.

Dem Alter nach das nächste Manuskript scheint ein Gedicht zu sein, „Glückstraum“ überschrieben; es ist nicht datiert, kein Adressat genannt, die Schrift ist noch lateinische Currentschrift, die Unterschrift: Friedrich (deutsch). In den gesammelten poetischen Werken Rückerts, Ausgabe Sauerländer findet sich das Gedicht nicht; wir können es also hierher setzen.

„Ich wob in Winternächten
Mir einen Frühlingstraum,
Wie nach der Erde Rechten
Er nie bestand im Raum.
Wie sollt ich ihn nicht weben
Nach meinem Sinne ganz
Aus lauter Licht und Leben
Aus lauter Glück und Glanz?
O, sagt mir nicht, es werde
Davon nichts treffen ein:
Zu arm sei diese Erde
Für solchen Himmelschein!
Ich kann davon nicht lassen,
Mein Leben hängt daran,
Ich muß mein Glück erfassen,
Und sei es stets ein Wahn!“

Dann sehen wir ein Sonett, auf klassischem Boden gedichtet, datiert Rom, 18. Dezember 1817. Rückert hatte seit 1811 in dem freundlichen Pfarrhaus von Manau, das von der Bettenburg, dem Sitz seines alten Gönners, des Reichsfreiherrn Truchseß, etwa eine halbe Stunde entfernt ist, Verkehr und stand dann in Briefwechsel mit dem Pfarrer Eller und Philippine Heyl, die damals als Pensionärin in dem Pfarrhaus weilte. An diese ist das — durchaus nicht geharnischte — Sonett gerichtet, das sich bei dem Rückertbiographen Beyer, nicht aber in den „Gesammelten Werken“ findet. Rückert war über ein Jahr bis anfangs Oktober 1818 in Italien, vornehmlich in Rom und machte dort im April dieses Jahres, die für sein äußeres Schicksal bedeutsame Bekanntschaft des bayerischen Kronprinzen, des späteren Königs Ludwig I.

Das Gedicht ist die Antwort auf eine humoristische Frage, die sich aus dem Inhalt ergibt:

„Es wird an mich aus lieber deutscher Ferne
Nach Rom gestellt die wunderbare Frage:
Ob es denn wahr sei, was man draußen sage,
Daß hier zu Land man sehe roth die Sterne?

Gewissenhaft beantwortet' ich es gerne;
Doch gibt es soviel Neues hier am Tage
Zu seh'n, daß nachts gar keine Lust ich trage,
Ob etwas Neu's ich auch von Sternen lerne.

Heut' aber blickt ich nach den Himmelsfunken
Dem Brief zu Ehren, der just angekommen:
Da wollten sie mich wirklich roth bedunken!

Doch ob sie roth sind, in sich selbst entglommen
Nicht weiß ich's: Rothem Wein hatt' ich getrunken,
Des Farbe sie vielleicht nur angenommen."

Philippine Heyl wurde dann die Pfarrfrau Schulz in Poppenlauer; von ihrem Schwiegersohn wurde mitsamt einem Bildchen von Kirche und Pfarrhaus zu Manau das anmutige Gelegenheitsgedicht dem Rückert-Museum gestiftet.

Das letzte — den Jahren nach — Gedicht, das die Vitrine birgt, sind 6 Distichen, an seinen Biographen Beyer gerichtet, nicht datiert. Die Verse stammen wohl aus dem Jahre 1863, in dem der Fünfundsiebziger Ehrenbürger seiner Vaterstadt Schweinfurt und Meister des Freien deutschen Hochstifts in Frankfurt am Main wurde. Die Schrift ist eine Art Antiqua, die Unterschrift Friedrich Rückert deutsch. In die Gesammelten Werke wurde es nicht aufgenommen: Es ist wieder ein anmutiges Gedankenspiel, wie es der Dichter liebt, diesmal nicht in Reimen.

„Am 16. Mai ist Glorie volle des Maien,

Am 17. bereits neigt er dem Ende sich zu;

Am 16. hat er noch einige Stufen zu steigen

Bis zum Gipfel hinan, Stufen mit Rosen bestreut.

Vor und nachher im Mai sind andere Dichter geboren,

Am 16. allein glaub ich geboren zu sein.

Rühmt' ich eines, so rühm' ich ein andres: nicht nur geboren

Bin ich in Mitte des Mals, auch in der Mitte des Mains:

Vom Jeanpaulschen Bareuth (sic! er konnte den langen Diphthong nicht brauchen) bis hinab zum Goethischen Frankfurt

Ist es in Mitte des Laufs, wo mich geboren der Main.

Mainfurt sollte deswegen genannt sein meine Geburtsstadt

Weinfurt ist sie genannt ohne den Zischer davor!"

Friedrich Rückert.

Ob Rückert, wenn er die neuere Theorie des deutschen Literaturhistorikers Josef Nadler, nach der die großen Dichter eines Stammes an den Grenzen des Stammgebiets geboren werden, so beim fränkischen Stamm Jean Paul an der Ostgrenze, Goethe an der Westgrenze, geahnt hätte, ob er dann auch noch so stolz auf seine Abkunft vom Mittellauf des Mains gewesen wäre? Vielleicht doch! Nicht aus Unbescheidenheit, weil er etwa als Poeten sich so hoch einschätzte, sondern weil er wahrscheinlich mit anderen vernünftigen Menschen die ganze Theorie für ein Hirngespinnst gehalten hätte.

Aber neben Gedichten finden wir auch noch andere Andenken. So sein Visitenkartentäschchen mit den 2 winzigen Visitenkartlein „Friedrich Rückert“ und „Luise Rückert geb. Witthaus“=Fischer. (Sie war die Stieftochter des Archivars Fischer). Dann seine Briefftasche aus dem Jahre 1816, in der er die Briefe seiner Braut vom Jahre 1821 und den im gleichen Jahr entstandenen „Liebesfrühling“ aufbewahrte; beides sind einfache, handgestickte Biedermeierstücke; die Briefftasche weist eingestickt die Widmung auf: „Denkmal der Dankbarkeit!“ Dann folgen größere Manuskripte, auch solche von Dramen, die ja seine unglückliche Liebe waren.

So: Saul und David, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen und mit einem Vorspiel; Neuseß Johannis 1842 (in grüne Leinwand gebunden); und: Die deutschen Kaiser in 5 Schauspielen; erstes Schauspiel König Heinrich I.

Aus seiner Berliner Zeit (1845—48) stammt das Manuskript:

„Das Leben der Hadumod, der ersten Abtissin des Klosters Gandersheim, beschrieben von ihrem Bruder Agius in Prosa und Versen aus dem Lateinischen übertragen von Friedrich Rückert. Subscriptio: Berlin 1845.“ Die Schrift ist schon ganz winzig, aber klar.

Daneben sehen wir die Urschrift seiner Evangelienharmonie. „Das Leben Jesu in gebundener Rede“ mit Bleistift geschrieben auf 135 Blättern in Hoch=Oktav.

Von dem Orientalisten Rückert finden wir weniger Manuskripte: einmal das vollständige Heldengedicht „Rostem und Suhras“ Stücke 1—118, dann ein Sanskrit=Vokobular auf vielen einzelnen Oktavblättern; der Dichter malte nicht die altindischen Zeichen nach, sondern schrieb sie in lateinischer Schrift.

Als Kuriosität sei erwähnt die Bestellung von Rückerts Großvater Joh. Mich. R. zum Lehrer in Biberichslag in Sachsen-Meiningen vom 12. Dezember 1759 mit ganz französischer Adresse an den dortigen Pastor.

Dann haben wir noch 3 Briefe aus Rückerts alten Tagen, einen vom Jahre 1858 und 2 vom Jahre 1863, als er schon 75 Jahre alt war; hier ist die Schrift zum Teil schon schwer lesbar. In den 2 letzteren handelt es sich um Rückerts Geburtshaus, das damals strittig war. Sie sind gerichtet an den Gemeindebevollmächtigten Michael Schad, einen alten Achtundvierziger, der auftragsgemäß sich bei ihm erkundigte. In der ersten Antwort ist der Dichter noch unsicher; er sagt: „Mein Geburtshaus ist auf dem Markt, wo mein Vater zuerst wohnte, und zwar von unten herauf an der rechten Seite, wenig entfernt vom untern Eckhaus, wo damals der Herr Krackert (Krackhardt) einen wohlassortierten Kinderspielwaren=(Laden) hatte, den ich besser im Gedächtnis behalten habe als mein Geburtshaus, von dem ich nicht weiß, ob es das nächste an der Wende(?) war, oder ob es weiter hinauf war.“ Unterdessen hatte man aber in Schweinfurt den Kaufbrief gefunden, in dem die Verkäuferin, die Witwe Schoppach den Käufer Fichtel verpflichtet sie mit ihren Angehörigen noch ein Jahr lang mietfrei im Hause wohnen zu lassen; diese Angehörigen waren aber ihre einzige Tochter Maria Barbara, und ihr Bräutigam, bald Gatte, der Advokat Johann Adam Rückert, der sozusagen in das Advokaturgeschäft hineinwratete; sein damals schon verstorbener Schwiegervater Schoppach hatte in diesem Hause bereits Advokatenpraxis ausgeübt. Das wurde dem

Dichter mitgeteilt, und er antwortet am Gl. Abend des Jahres 63 „gerührt und beschämt“: Nach Auffindung der Urkunde ist für mich kein Zweifel mehr, daß ich im Fichtelschen Hause geboren bin, wo meine Eltern 1787 bis 1788 wohnten. In der folgenden Nacht ist mir plötzlich ein Licht aufgegangen, daß . . . das Fichtelsche Haus mir früh einmal, vermutlich von meinen Eltern (?) mein Geburtshaus bezeichnet worden sei. Also kein Bedenken weiter!

Mit schönstem Gruß und Dank an meine lieben Landsleute
Ihr ergebenster Rückert.

Der erste Brief, datiert „Neuses, 10. Juli 1858 und gerichtet an den Hofrat Heinrich von Segnitz, interessiert uns durch sein Postskriptum. Der Schweinfurter Liederfranz feierte sein 25jähriges Stiftungsjubiläum am 8. und 9. August und lud dazu durch seinen Vorstand auch den Dichter ein. Der Siebzigjährige lehnte dankend ab und schreibt weiter unten:

„Dir aber, alter Kamerad, meinen schönsten Gruß! Da ich jetzt viel Kirschen an meinen Bäumen habe, wo manchmal ungebetene Gäste ohne Weiter aufsteigen, ist mir eingefallen, wie Du einmal mit meinem Bruder im Nachbargarten meines väterlichen auf dem Kiliansberg auf einen solchen Baum gestiegen warst, und ich Wache stand, wir aber doch von den Eignerinnen, den Postfrauenzimmern erwischt wurden“.

Also der jüngere Bruder raubt Kirschen (Heinrich), und der ältere steht Wache; da kommen die Gartenbesitzerinnen, die Postfrauenzimmer (wahrscheinlich 2 Fr. Schoppach, Verwandte des Dichters) dazu: Dieses Idyll sollte man malen!

Anton Dörfler

der Träger des Volkspreises für deutsche Dichtung

Gelegentlich einer Gedenkfeier der NS.-Kulturgemeinde zum 25. Todestag Wilhelm Raabes am 14. November wurde durch den Amtsleiter der NS.-Kulturgemeinde Dr. Walter Stang der diesjährige „Volkspreis für deutsche Dichtung“ der Raabe-Stiftung dem Dichter Anton Dörfler in Schweinfurt verliehen, und zwar für seinen Roman „Der tausendjährige Krug“.

Wir horchten zunächst überrascht auf, als wir die Kunde vernahmen; denn Dörfler war in den letzten Jahren fast zu ruhig geworden. Von vereinzelt Märchen und Novellen abgesehen hörte man nichts von ihm. So erfüllte es uns denn mit wahrer Freude, daß er nun gleich mit einem ganz großen Werke vor die Öffentlichkeit trat. Er war also nicht müßig gewesen, hatte gerungen und gearbeitet und sich so zu einem Sieg geführt.

Anton Dörfler ist Franke, wenn er auch in München geboren wurde. Sein Vater war Bayreuther und zog, da der Bub noch ganz klein war, zurück in die fränkische Heimat, nach Würzburg. Der Sohn wurde Lehrer. Aber es litt ihn nicht in der Schule, er wollte frei sein. So begann er denn, vom Traum nach Ruhm und Freude erfaßt, ein gaukelndes Leben von einem Tun zum anderen. Vor mir liegt „Das fränkische Buch“ vom Jahre 1928, das in gedrängter Kürze u. a. auch von Dörflers Leben berichtet. Es mag vielleicht die Fülle der „Berufe“ uns etwas grotesk an-